Blätter
für
Scherz und Ernst.

(Als Zugabe zur Düsseldorfer Zeitung.)

№ 78. Mittwoch den 27. September. 1843.

Der Verschwundene.

Novelle.

(Fortsetzung.)

Ein günstiger Wind schwellte die Segel des stolzen Kauffahrteischiffes, der „Phönix" genannt, das, nach Nordamerika bestimmt, eine ziemlich bedeutende Ladung an Bord hatte; pfeilschnell glitt es auf den sanft geebneten Wogen des Meeres dahin, die sich freundlich spielend unter ihm kräuselten, gleichsam als freuten sie sich des stillen Fahrzeuges, das sie so bereitwillig auf ihrem Rücken trugen; sämmtliche Matrosen versprachen sich eine schnelle glückliche Reise, und die Passagiere, voll froher Hoffnung, ihr Ziel recht bald zu erreichen, erfuhren nichts von den Widerwärtigkeiten einer langweiligen Seereise, indem sie sich durch geselligen Verkehr die Zeit zu verkürzen und einen steten Wechsel in der Einförmigkeit ihrer Tage zu bringen verstanden. Am besten gelang dies dem liebenswürdigen William Warrington, einem jungen Manne, dessen Eigenschaften ihm alle Herzen gewannen. Sein gebildeter Geist, sein heiterer Sinn, seine ausgezeichnete Unterhaltungsgabe trug, wie man gerne eingestand, am meisten dazu bei, die Gesellschaft zu beleben. So freundlich er sich aber auch bemühte, jedem seiner Reisegefährten gefällig zu seyn, eben so wenig konnte ihnen die Bemerkung entgehen, daß er sich vorzugsweise dem Sir Eduard Smith und dessen Familie anzuschließen suchte. Die Ursache war leicht zu errathen, da Eduards schöne Base, Miß Fanny Osborne, mit Recht eines der reizendsten weiblichen Wesen genannt werden durfte, das jemal die Bewunderung der gesammten Männerwelt zu erregen geschaffen war; dennoch übertrafen die Vorzüge ihres Geistes beinahe noch jene ihrer herrlichen engelgleichen Gestalt, und wenn auch die Trauer über den plötzlich erfolgten Tod eines geliebten Vaters ihre glänzenden Eigenschaften vor der Hand wie mit einem leichten durchsichtigen Schleier verhüllte, so mußte ihr edles gefühlvolles Herz, die Anmuth ihres ganzen Wesens, der Blick voll unaussprechlicher Huld und Milde, einen Jeden bezaubern, der ihr nahen durfte. Kein Wunder, daß auch William sich von ihr gefesselt fühlte und nur allzubald die glühendste Leidenschaft für dieses himmlische Wesen in der Brust des feurigen Jünglings aufloderte. Von diesem Augenblicke an suchte er jede Gelegenheit auf, sich ihr zu nähern; allein dies war bei weitem nicht so leicht, als er geglaubt hatte, da sowohl Sir Henry Smith, ihr Oheim, als dessen Sohn Eduard sie beinahe ängstlich zu bewachen schienen, fast nie von ihrer Seite wichen und, wie er endlich gar wohl bemerkte, besonders ihn so viel als möglich von ihr zu entfernen suchten. Wenn es nun ihren Wächtern auf diese Weise zwar auch gelang, jedes ungestörte Zusammenseyn mit William, jede etwaige Erklärung von seiner Seite sorgfältig zu verhüten, so konnten sie doch nicht verhindern, daß seine Augen die Verräther seines Herzens wurden, daß er ihr mindestens durch Blicke zu sagen wagte, was er für sie empfinde, und selbst in Gegenwart anderer Personen tausend kleine Beweise der zartesten Aufmerksamkeit, der tief gefühltesten Verehrung, der glühendsten Liebe gab. Miß Fanny hätte kein Mädchen seyn, kein Herz besitzen müssen, wenn sie bei den Huldigungen des an Geist und Körper gleich ausgezeichneten jungen Mannes ganz gleichgültig geblieben wäre. Je mehr ihre Verwandten sie von ihm zu entfernen suchten, je geflissentlicher sie jede vertrauliche Begegnung beseitigten, um desto inniger fühlte sie sich zu ihm hingezogen; ja bald schien es sogar, als suche sie sich mit weiblicher Schlauheit dem ihr immer drückender werdenden Zwange zu entziehen und die Gelegenheit künstlich herbeizuführen, nach welcher der arme William sich schon so lange vergebens sehnte, und die es ihm möglich machen sollte, dem süßen Geheimniß seines Herzens endlich Worte zu geben. Diese Gelegenheit kam, jedoch auf eine so unvorhergesehene, so überraschende Weise, das Geständniß seiner glühenden Leidenschaft entschlüpfte ihm in einem so angstvollen schmerzlichen Augenblicke, daß er, als seine Besinnung wiederkehrte, nicht ohne Zagen an den wahrscheinlichen Erfolg desselben zu denken vermochte. Die Passagiere des „Phönix" hatten sich nämlich eines Tages alle auf dem Verdeck versammelt, um die langgedehnten müßigen Stunden wie gewöhnlich durch Spiel und heitere Scherze abzukürzen. Angelegentlicher als jemal suchte William sich der Geliebten zu nahen, voll froher Hoffnung, daß der Augenblick ihm günstig seyn, daß er ihm mindestens erlauben werde, ihr unbemerkt von den Uebrigen ein paar Worte zuzuflüstern; leider aber sah er alle seine Bemühungen durch die beiden Smiths vereitelt, welche auch diesmal wieder tausenderlei Kunstgriffe anzuwenden wußten, um ihn von ihr entfernt zu halten. Empört über die Absichtlichkeit dieses beleidigenden Benehmens, für das er sich durchaus keinen Grund anzugeben wußte, konnte er nur mit Mühe einen lauten Ausbruch seines Unwillens unterdrücken; er war daher eben im Begriff, das Verdeck zu verlassen, als ein Blick auf die Geliebte ihn lehrte, daß auch sie durch das Betragen ihrer Verwandten tief verletzt war.

Miß Fanny, im höchsten Grade erbittert, stieß Eduard, welcher im selben Augenblicke ihre Hand zu fassen strebte, um sie, gleichsam wie zum Scherze, festzuhalten, mit früher nie an ihr gewohnter Heftigkeit zurück. Dieser, nicht gesonnnen, sein einmal angemaßtes Recht aufzugeben, wollte sich mit Gewalt in Besitz derselben setzen; allein bevor dies geschah, eilte sie raschen Laufes nach der entgegengesetzten Seite des Schiffes, um sich seinen Händen zu entziehen; Eduard, durch diesen Widerstand gereizt, flog ihr nach, sie hörte ihren Verfolger hinter sich, Angst und Unwillen jagten sie unaufhaltsam vorwärts, sie beachtete ihre Schritte nicht mehr, gerieth zu nahe an den Rand des Verdecks und stürzte, das Gleichgewicht verlierend, plötzlich in die Tiefe des Meeres, das seine Wellen rauschend über der schönen, willkommenen Beute zusammenschlug, um sie in seinem Schooße zu begraben. Aber in der nämlichen Sekunde hatte sich auch William schon über Bord geworfen, um das theure Kleinod seines Lebens den

weit geöffneten Armen des Todes zu entreißen. Schnell untertauchend, gelang es dem geübten Schwimmer, sich mit der geliebten Last emporzuarbeiten und, während die auf dem Verdeck Anwesenden in starrem Entsetzen da standen, das geschehene Unglück lautlos bejammernd, dieselbe mit Hülfe einiger wackern Matrosen glücklich wieder auf das Schiff und in ihre Kajüte zu bringen. Hier war es, wo er, ohne der Umstehenden im geringsten zu achten, die Ohnmächtige mit den zärtlichsten Namen rief, wo er ihr in gänzlicher Selbstvergessenheit seine gränzenlose Liebe gestand, die eins geworden mit seinem tiefsten innersten Leben, ihn bis ins Grab begleiten werde, wo er in Todesangst der Wiederkehr ihrer Sinne lauschte und, trotz aller Bemühungen der beiden Smiths, ihn von ihr zu entfernen, nicht eher von ihrer Seite wich, bis sie die schönen Augen wieder aufschlug, bis sie ihren Retter erkannte und, wenn auch die Lippen noch verschlossen blieben, ihn mit einem Blicke entließ, in dem er den reichsten, überschwenglichen Lohn seiner That gefunden zu haben glaubte. Mehrere Tage waren nach dieser Begebenheit vergangen, ohne daß Miß Fanny ihren Reisegefährten sichtbar geworden wäre; sie erschien nicht wie sonst auf dem Verdeck, nahm nicht, wie sonst, Theil an der gemeinschaftlichen Unterhaltung und erhöhte durch diese gänzliche Zurückgezogenheit Williams bange Besorgnisse um sie bis zum höchsten, peinlichsten Grade. Seine schüchtern gewagten Fragen wurden von den beiden Smiths nur oberflächlich und mit kalter Zurückhaltung beantwortet, sein heißer Wunsch, sie zu sehen, sich persönlich nach ihrem Wohlbefinden zu erkundigen, was ihm als ihrem Retter doch wohl erlaubt seyn mußte, unter dem Vorwande, daß sie noch nicht so weit wieder hergestellt sey, um Besuche annehmen zu können, entschieden abgelehnt. Ueberdies benahmen sich sowohl Sir Henry als sein Sohn Sir Eduard so feindlich, so abstoßend gegen ihn; die sichtlich erzwungenen Aeußerungen ihres Dankes für seine That trugen so augenscheinlich das Gepräge eines nur mühsam verhehlten Hasses, daß er sich endlich gezwungen sah, sie gänzlich zu meiden und den Zeitpunkt geduldig abzuwarten, in dem die Heißgeliebte trotz aller Ränke ihrer grausamen Hüter doch wieder in Gesellschaft der Uebrigen erscheinen mußte. In trübe Gedanken versunken, die Brust voll namenloser Sehnsucht nach dem nun schon so lang entbehrten Anblick des theuern Wesens, dem er Blut und Leben freudig zu opfern bereit war, stand William eines Abends ganz allein auf dem Verdeck und starrte unbeweglich in die leise unter ihm dahin rauschenden Wellen; der Mond goß seine silberhellen Strahlen auf die dunkelblaue Fluth, Millionen Sterne glänzten von dem reinen nächtlichen Himmel, die tiefste Ruhe herrschte rings um ihn her, und er dachte eben, wann auch ihm der Stern des Lebens wieder aufgehen, wann er ihm wieder leuchten werde auf seinem seither so öden einsamen Pfade, als er sich plötzlich leicht an der Schulter berührt fühlte, aus seinen Träumen auffuhr und rasch sich umschauend einen alten Matrosen erblickte, der ihm, den Finger bedeutsam auf den Mund gelegt, mit schlauem Lächeln ein versiegeltes Papier in die Hand drückte und dann eben so geräuschlos, wie er gekommen war, wieder verschwand. Aufs Höchste überrascht, von einer beseligenden Ahnung ergriffen, und dennoch mit einem ihm selbst unbegreiflichen ängstlichen Gefühl eilte William, das räthselhafte Blatt, das ihm so geheimnißvoll überreicht worden, zu öffnen; allein wer vermöchte die Empfindungen zu schildern, welche seine Brust bestürmten, als er entdeckte, daß er sich wirklich nicht getäuscht, daß Fanny's schöne Hand diese Zeilen geschrieben hatte, als nun die inhaltschweren Worte auf einmal Licht in die Nacht seiner Zweifel brachten, ihm das ersehnte Ziel seiner heißesten Wünsche in weiter Ferne zeigten, aber auch die Hindernisse nicht verbargen, die er hinwegräumen müsse, um es zu erreichen. Fanny enthüllte nämlich dem Retter ihres Lebens, dem sie ihr ganzes Vertrauen schenken zu dürfen glaubte, die kurze Geschichte ihrer Jugend und ihrer gegenwärtigen peinlichen Lage; sie erzählte ihm, wie sie nach London gekommen, im Hause ihres Oheims erzogen, mit der zärtlichsten Sorgfalt von ihm behandelt worden sey, und wie eben dieser Oheim seit dem Tode ihres geliebten Vaters sein Betragen gegen sie auf die auffallendste Weise geändert habe. An die Stelle seines früher geäußerten unbefangenen Wohlwollens war, schon vom Beginne ihrer Reise an, eine beinahe übertriebene Freundlichkeit, ein unverkennbares Bestreben getreten, ihr die Nothwendigkeit seines väterlichen Schutzes recht fühlbar und zu gleicher Zeit bemerklich zu machen, daß er nunmehr auch alle Rechte eines Vaters über sie erhalten habe. Dies Bestreben, verbunden mit der plötzlich entstehenden Zärtlichkeit ihres Vetters Eduard, mußte natürlicher Weise endlich ihre Aufmerksamkeit erregen; allein weit entfernt, die Absichten ihrer Verwandten auch nur im geringsten zu ahnen, errieth sie dieselben erst dann, als Williams Bewerbung um ihre Gunst immer sichtlicher, seine Leidenschaft für sie immer offenkundiger ward. Die Art und Weise, wie man William von ihr zu entfernen, jede Erklärung von seiner Seite geschickt zu verhindern wußte, öffnete ihr endlich die Augen; sie sah jetzt, in welchen Händen sie sich befand, der Zwang, den man ihr auflegen mußte, empörte ihr Herz, das sich keiner unedlen Empfindung bewußt und deshalb seine Rechte muthig zu behaupten entschlossen war. Eduards immer aufdringlicher werdende Zärtlichkeit fing überdies an, sie höchst unangenehm zu belästigen; die unablässige höchst ängstliche Sorgfalt, mit der sie jeden ihrer Schritte, ja sogar jeden ihrer Blicke bewacht sah, ward ihr nachgerade unerträglich. Schon war sie im Begriff, sich bei ihrem Oheim über dies mehr als seltsame Betragen, das sie durchaus nicht länger dulden wollte, zu beklagen, schon hatte sie die Gelegenheit zu einer entscheidenden Erklärung herbeigeführt, als sich jener Vorfall ereignete, der William zu ihrem Retter machte und seine Leidenschaft für sie, ohne allen weitern Rückhalt, offen kund gab. Von diesem Augenblicke an fand Sir Henry Smith, daß es die höchste Zeit sey, mit seinem Plane hervorzutreten, wenn er ihn nicht durch die Dazwischenkunft eines ihm längst verhaßten Gegners vereitelt sehen wollte. Kaum hatte sich Fanny daher von ihrem Schrecken einigermaßen erholt, kaum war die leichte Unpäßlichkeit, welche sie in Folge desselben überfallen, vorüber, als er ihr, nach einer weitläufigen Auseinandersetzung alles dessen, was er bisher für sie gethan habe, so wie der Rechte, die ihm über sie geworden wären, erklärte, daß sie unwiderruflich bestimmt sey, seinem Sohne Eduard die Hand zu reichen, daß er den pünktlichsten Gehorsam für diesen seinen Wunsch von ihr erwarte, und daß er es ihr also von nun an zur heiligsten Pflicht mache, alle ferneren Bewerbungen Williams ernstlich zurückweisen, der, wenn er auch durch einen sonderbaren Zufall der Retter ihres Lebens geworden wäre, deshalb noch keinen Anspruch auf ihren Besitz machen dürfe.

Fanny's Erstaunen bei dieser Eröffnung wich bald dem tiefsten Unwillen, den ihr das eigenmächtige Verfahren ihres Oheims einflößte. Sie war seit ihrer zartesten Jugend gewohnt, Eduard als ihren Bruder zu betrachten, ihr Herz konnte ihm auch keine andere als eine schwesterliche Zuneigung schenken, und nun sollte sie ihn plötzlich als ihren Geliebten, als ihren künftigen Gatten erkennen, durch das heiligste Band an ihn gefesselt seyn? Nimmermehr! sie erkannte ihre Rechte und fühlte sich daher im Innersten empört über den Zwang, den man ihr, der einzigen Tochter des edeln Sir Jakob Osborne, der reichsten Erbin in ganz Philadelphia, auferlegen wollte. Daß eben dieser Reichthum es war, der ihrem Oheim den Plan, sie mit seinem Sohne zu verbinden, eingab, der sein Betragen gegen sie verwandelt, Eduards plötzliche Zärtlichkeit bewirkt hatte, konnte sie zwar leicht errathen, allein sie wollte Sir Henrys Habsucht mit Freuden einen Theil ihrer Schätze opfern, wollte eher ihr ganzes Vermögen hingeben, als einem Manne ihre Hand reichen, den sie nicht lieben konnte, und der ihr durch seine scheinbare,

den niedrigsten Eigennutz verbergende Leidenschaft täglich widerwärtiger ward. Da die unverstellte Fanny ihre Gesinnungen keineswegs verbarg, so war es in diesen letzten Tagen zu einigen sehr heftigen Erklärungen gekommen, in Folge deren Sir Henry seine schöne Nichte in der Kajüte eingeschlossen hielt, um sie namentlich vor jeder etwaigen Zusammenkunft mit William sorgfältig zu bewahren. Dies tyrannische Verfahren brachte die stolze Amerikanerin aufs Aeußerste; sie sah sich unwürdig behandelt, sah sich als ein Opfer der Gewalt an und war nun nur um so fester entschlossen, den Mißbrauch derselben zu bestrafen, indem sie sich ihm muthig zu entziehen strebte. Da man ihr in der That gleich einer Gefangenen begegnete, so blieb ihr nur die Feder übrig, sich einem befreundeten Wesen mitzutheilen. Sie wußte, daß William sie liebte; sein edler Charakter flößte ihr das höchste Vertrauen ein, er war ihr Lebensretter, ihr Freund, ihre einzige Stütze, war der Gegenstand ihrer geheimen Neigung, er, sie fühlte es im Innersten ihres Herzens, er allein konnte und mußte sie aus ihrer peinlichen Lage befreien, wenn es ihr nur gelang, ihn von derselben hinreichend in Kenntniß zu setzen. Von den Argusaugen ihrer Hüter den ganzen Tag hindurch aufs Strengste bewacht, konnte sie den Brief, welcher bestimmt war, den Geliebten von Allem zu unterrichten, nur in der Stille der Nacht vollenden. Ein alter Matrose, dem sie während der Fahrt schon manche kleine Wohlthat erwiesen, und der Mittel gefunden hatte, auch jetzt in ihre Nähe zu gelangen, versprach ihr aus Dankbarkeit, das Schreiben heimlich an seine Adresse abzugeben, und so schloß sie denn dasselbe, nach allem bereits Angeführten, mit der wiederholten Betheuerung, daß sie ihrem Vetter Eduard ihre Hand niemals reichen, daß sie keinen Andern als ihren großmüthigen Retter zum Gatten wählen werde, und daß sie ihn ein Mittel zu ersinnen bitte, welches sie entweder durch List oder Gewalt dem tyrannischen Willen ihres Oheims zu entziehen und auf ewig mit ihm zu vereinigen im Stande sey. — Keine Feder ist fähig, den Eindruck zu beschreiben, den dieser Brief in Williams Herz hervorbrachte! Namenloses Entzücken, sich wieder geliebt zu wissen von dem theuern Wesen, dem er schon lange sein ganzes Daseyn geweiht hatte, tiefer Kummer über ihren gegenwärtigen qualvollen Zustand, banger Zweifel, wie er sie daraus befreien und der Gewalt ihres Oheims entziehen sollte, Alles dies bewegte ihn so mächtig, daß er für den Augenblick keines klaren Gedankens fähig war; jedoch der kühne, unerschütterliche Entschluß, Alles, selbst das Leben für ihre Rettung zu opfern, stand fest in seiner Brust und gab ihm den Muth, ohne Rathgeber, ohne Freund, ohne Stütze, den gefährlichen Kampf mit seinen mächtigen Gegnern zu wagen. Daß während der Dauer ihrer Reise nichts gegen Sir Henry Smith zu unternehmen sey, sah William nach einer schlaflos durchwachten Nacht, während welcher er tausend Pläne gefaßt und wieder verworfen hatte, wohl ein; wer würde ihm auch hier auf dem Schiffe Beistand geleistet, wer Sir Henry gezwungen haben, seiner Nichte ihre Freiheit wieder zu schenken? Jedoch an dem Orte ihrer Bestimmung angelangt, hoffte er, daß es gelingen werde, Freunde des verstorbenen Sir Jakob Osborne zu finden, die sich der Tochter thätig annehmen, sie gegen jeden Mißbrauch der Gewalt ihres Oheims schützen und endlich dessen Einwilligung zu einer Verbindung mit ihm, deren Tadellosigkeit von Niemanden bestritten werden konnte, erzwingen würden. Seine erste Sorge war nun, der Geliebten so schnell als möglich zu antworten. Alles, was die innigste Zärtlichkeit, die glühendste Leidenschaft ihm eingab, sagte er ihr mit Worten, die sein überströmendes Gefühl aussprachen. Er beschwor sie, ihre gegenwärtige Lage mit Geduld zu ertragen, verwies sie auf die nicht mehr ferne Zeit ihrer Ankunft in Philadelphia und gelobte ihr, alsdann Alles zu wagen, um sie ihrem verhaßten Joche zu entreißen. Derselbe alte Matrose, der ihm Fannys Brief überbracht hatte, zeigte sich gegen eine reiche Belohnung bereit, auch den seinigen an sie zu besorgen, und so tauschten denn die Liebenden, denen jede persönliche Zusammenkunft unmöglich gemacht wurde, durch Hülfe jenes treuen, verschwiegenen Boten, heimlich ihre Gedanken und Gefühle gegen einander aus, theilten sich ihre Pläne, Hoffnungen und Wünsche mit und sahen dem Ziel ihrer Reise mit immer größerer Sehnsucht entgegen. Während dieser ganzen Zeit war die Fahrt von Wind und Wetter besonders begünstigt worden; kein Unfall hatte sich ereignet, kein Wölkchen den stets in gleicher sonnenheller Klarheit lächelnden Himmel getrübt, schon freuten sich Alle dieses seltenen Glückes, schon hofften sie, daß es ihnen treu bleiben werde bis zum Ende der Reise, da sah man eines Tages eine ungewöhnliche Bewegung unter den Matrosen, sah den Kapitän van Horn mit bedenklicher Miene am Steuerruder stehen, und ein kleines graues Wölkchen aufmerksam beobachten, welches langsam am Horizont heraufstieg und, immer größer und größer werdend, denselben endlich fast gänzlich bedeckte. Jetzt auf einmal erhob sich ein heftiger Wind, das kaum noch so ruhige Meer fing dumpf zu brausen und zu schäumen an, thurmhoch stiegen die Wellen empor, wälzten sich verderbenbringend heran und warfen das Schiff gewaltig von einer Seite zur andern; was des Kapitäns ernste Miene im voraus prophezeit hatte, war in fast unglaublich kurzer Zeit eingetroffen, der allerfurchtbarste Sturm, den die ältesten Matrosen jemals erlebt zu haben sich entsannen, war losgebrochen, und obwohl die Mannschaft unter van Horns umsichtiger Leitung alle ihre Kräfte aufbot, das unglückliche Schiff zu retten, so sahen sogar die Muthigsten und Erfahrensten seinem nahen unvermeidlich scheinenden Untergang mit stiller Unterwerfung entgegen. In dieser Stunde der höchsten, schrecklichsten Gefahr hatten Henrys Hüter ihr bisheriges nur allzutreu verwaltetes Amt gänzlich vergessen. Während sich daher die Todesangst der unglücklichen, dem Grabe nahen Opfer auf die mannigfachste Weise kund gab, während hier Einige auf den Knieen lagen und den Himmel um Erbarmen anriefen, dort Andere in stummer Verzweiflung ihren Tod in den Wellen erwarteten, während der laute Weheruf des trostlosen Jammers sich mit wilden Flüchen, mit roh ausbrechenden Verwünschungen vermischte, standen William und Fanny mitten im Kampfe der empörten zürnenden Elemente Arm in Arm auf dem Verdecke, den Aufruhr der Natur mit ruhiger Fassung betrachtend, und fest entschlossen, dem über sie verhängten Tod Hand in Hand entgegen zu gehen. Das beseligende Gefühl des Wiedersehens nach so langer schmerzlicher Trennung war mächtiger in ihnen, als die Furcht vor dem Abgrund, der sie zu verschlingen drohte, die Gewißheit, wenn gleich in der schönsten Blüthe ihrer Jahre, doch Eines an des Andern Seite zu sterben, gewährte ihnen einen süßen Trost, ja schien ihnen sogar ein weit größeres Glück, als ein vielleicht langes Leben hindurch den geliebten Gegenstand endlos beweinen zu müssen. So erhob die Allgewalt der Liebe sie durch ihre wunderbare Macht über die Schrecken, von denen sie umgeben waren, und verlieh ihnen im nämlichen Augenblicke ein Vorgefühl der ihrer wartenden Seligkeit, indem ihre beklagenswürdigen Gefährten das höchste Entsetzen, die wildeste Verzweiflung empfanden. Allein für diesmal wollte der ewige Erbarmer den Untergang des kämpfenden Schiffes nicht! Wider alle Erwartung fing der Sturm nach und nach an, sich zu legen, die schäumenden Wellen ebneten sich allmälig, immer leiser verhallte der fernhin rollende Donner, immer seltener durchzuckte ein Blitzstrahl die Luft, endlich wagten es die Unglücklichen, welche den gewissen Tod vor Augen gesehen, an ihre Rettung zu glauben, wenn es ihnen nämlich gelingen sollte, mit dem aus seiner frühern Richtung völlig verschlagenen, sehr stark beschädigten Fahrzeug die erste beste Insel zu erreichen.

(Forts. folgt.)

Geben ist seliger denn Nehmen.

Ein junger Engländer von 18 bis 20 Jahren, der in Lausanne studirte, ging eines Tages mit dem Professor Durand, den man nur den Studentenfreund nannte, in der Umgegend der Stadt spazieren. Während sie nun so neben einander gingen, suchte Durand die Unterhaltung auf ernste Gegenstände zu lenken, als sie ein paar kothige Schuhe neben dem Wege, auf dem sie gingen, liegen sahen, die, wie sie vermutheten, einem armen, auf einem nahen Acker arbeitenden Manne gehören mußten, welcher seine Arbeit in kurzer Zeit zu Ende gebracht hatte. Der Jüngling wandte sich zum Professor mit den Worten: „Wir wollen dem Manne einen Streich spielen, ihm seine Schuhe verbergen und uns da hinter das nahe Gebüsch verstecken, um ihn zu belauschen und seine Verlegenheit zu sehen, wenn er seine Schuhe nicht mehr finden wird." —

„Mein lieber Freund," erwiderte der Professor, „man muß nie auf Unkosten der Armen sich lustig machen. Sie sind reich und daher im Stande, sich und dem armen Manne zugleich ein viel schöneres Vergnügen zu bereiten. Legen Sie in jeden Schuh einen großen Thaler und dann wollen wir uns verbergen." Der Student gehorchte, und jetzt stellte er sich mit dem Professor hinter das nahe Gebüsch, durch welches hindurch sie jedoch den Bauer bequem beobachten und seine etwaigen Aeußerungen der Verwunderung und Freude vernehmen konnten. Bald hatte der arme Mann seine Arbeit vollendet, ging den Acker entlang dem Wege zu, auf welchen der Acker stieß und an welchem er sein Wamms und seine Schuhe niedergelegt hatte. Während er das erstere anzog, schlüpfte er auch mit dem einen Fuß in einen seiner Schuhe; er fühlte etwas Hartes, bückte sich und fand den Thaler. Erstaunen und Verwunderung malte sich auf seinem Gesichte; er besah den Thaler, kehrte ihn um und besah ihn noch einmal und abermal; jetzt wandte er seinen Blick nach allen Seiten hin, sah aber Niemand. Nun steckte er das Geld in die Tasche und wollte den andern Schuh auch anziehen; aber wie groß war seine Ueberraschung, da er nun den andern Thaler fand. Das Gefühl überwältigte ihn, er fiel auf die Kniee, blickte gen Himmel und rief aus: „O Herr, mein Gott! so ist es doch wahr, daß Du diejenigen nicht verlässest, die auf Dich trauen! Du wußtest, daß meine Kinder kein Brod haben, daß mein Weib krank darnieder liegt und daß ich rath- und hülflos war. Da hast Du mir, Du lieber himmlischer Vater, durch irgend ein zum Wohlthun geneigtes Herz dieses Geld zugesandt, damit mir geholfen würde! Ach, daß meine Seele Deine Güte erkennete und daß ich Dir meine Dankbarkeit bis in den Tod bezeugen könnte. Das Werkzeug Deiner barmherzigen Hülfe aber segne reichlich, Du Vergelter alles Guten, mit Deinem besten Segen!" —

Der Jüngling stand da in tiefster Rührung und Thränen benetzten seine Augen. „Nun," sagte Durand, „sind Sie jetzt nicht vergnügter, als Sie es gewesen wären, wenn Sie ihren Streich ausgeführt hätten?" — „Ach, mein theurer, lieber Herr Professor!" erwiderte der Jüngling, „Sie haben mir hier eine Lehre gegeben, die ich nimmermehr vergessen will; ich fühle jetzt die Wahrheit der schönen, aber bisher nie verstandenen Worte: Geben ist seliger denn Nehmen." Nie sollten wir uns dem Armen nahen, als mit dem Wunsche, ihm Gutes zu thun.

Miszellen.

Ein gräßlicher Fall, der so eben vorgekommen ist, beweist aufs neue, wie gefährlich es ist, Geisteskranke, die scheinbar unschädlich sind, frei herumgehen zu lassen. Vor etwa 14 Tagen wurde zu London ein Hr. Dadd ermordet gefunden; der Verdacht der That fiel auf seinen eigenen Sohn, der sich entfernt hatte, sein Signalement wurde nach Frankreich geschickt; er ist zu Fontainebleau arretirt worden und wird ausgeliefert; es ist dies das erste Mal, wo die unlängst zwischen England und Frankreich abgeschlossene Uebereinkunft, die gegenseitige Auslieferung von Verbrechern betreffend, in Anwendung kommt. Hier einige Details über die Verhaftung des wahnsinnigen Vatermörders. Richard Dadd war von London nach Rochester geflohen, nahm dort eine Postchaise, ließ sich nach Douvres bringen, und schiffte sich von da nach Calais ein; er hatte viel Geld bei sich und war mit einem Paß versehen, den er sich einige Tage vor dem Mord auf der französischen Botschaftskanzlei hatte ausstellen lassen; von Douvres gelangte er mit einem Fischerboot für 10 Pfd. Sterling nach Calais, wo er sich auf dem Paßbureau meldete, um ein Visa für die Weiterreise nach Marseille zu begehren; man fand keinen Anstand dabei; kaum aber hatte er die Stadt verlassen, so traf das Signalement ein; es wurde sogleich durch den Telegraphen nach allen Richtungen hin verbreitet; unterwegs nach Fontainebleau, wo Richard Dadd angehalten wurde, gab er zuerst Zeichen von Verrücktheit, indem er ein Rasiermesser herauszog und einem ihm ganz unbekannten Mitreisenden damit nach der Kehle fuhr; aus den von London eingegangenen Notizen und den vorgenommenen Verhören ergibt sich, daß der junge Mann seit seiner Rückkehr aus Egypten etwas Excentrisches verrathen hatte, das sich so wunderlich äußerte, daß ihn die Aerzte geisteskrank erklärten und dem Vater anriethen, ihn bewachen zu lassen; dieser scheint die Sache zu leicht genommen zu haben und wurde das Opfer seines Vertrauens; im Verhör erzählte Dadd mit ganz kaltem Blute: er sey der Sohn Gottes, gekommen, die zumeist vom Teufel besessenen Menschen auszurotten; den, welchen man für seinen Vater ausgebe, habe er, gehorsam einer Eingebung von Oben, mit einem Dolche umgebracht; er glaube recht gethan zu haben, weil er einen Feind Gottes aus der Welt geschafft habe.

Das Journal des Chemins de Fer enthält Folgendes: „Es behauptet Jemand, eine Masse erfunden zu haben, die den Preis der Eisenbahnschienen fast auf Nichts herabsetzt. Er ersetzt das Eisen durch eine Art Porzellan-Erde (argile Karolin) welche mit einer metallischen Substanz versetzt wird. Diese Masse ist so hart, daß sie völlig als Eisen dienen kann, ohne wie dieses abgenutzt und angegriffen zu werden. 100 Kilogramme dieser Masse kosten noch nicht 15 Francs und liefern Schienen für $2^1/_2$ Metres Weges. Das Argile Karolin findet sich in Frankreich in großer Menge vor und in dem Thal der Somme wird es in so bedeutendem Ueberfluß gewonnen, daß es für die Eisenbahn zur belgischen Gränze ganz eigentlich geschaffen zu seyn scheint."

In einer Gesellschaft, welche in zweien aneinanderstoßenden Zimmern versammelt war, wurde darüber gestritten: Ob das 19. Jahrhundert am 1. Januar 1800 oder 1801 seinen Anfang genommen habe. Eine der streitenden Personen in einem der Zimmer mit einer ziemlich hellen Stimme hob mit Eifer hervor, daß man beim Zählen erst dann 100 voll habe, wenn man alle diese Zahlen vollends und nicht bis 99 gezählt habe. Bei den Worten 99 sprang ein im Nebenzimmer sitzender Doktor auf und adressirte sich an einen anwesenden Apotheker mit den Worten, was will man ihnen denn hier, lieber Freund, in welchen Streit hat man Sie verwickelt? —

Bei einem Auflaufe in C..... wurde ein nach dem Schloßplatze laufender Junge von einem andern gefragt, wohin er so eilig wolle? „Ich will nur machen," antwortete jener, „daß ich bei dem Spektakel einen guten Platz kriege!" — „Nimm dich nur in Acht," entgegnete der andere, „daß du nicht einen Sperrsitz bekommst."